

Wir klagen an

Schläge, erniedrigende Strafen und sexuelle Gewalt gab es in sämtlichen Erziehungseinrichtungen Tirols. Allerdings nicht nur in der „dunklen Vergangenheit“, die jüngsten Berichte darüber stammen aus dem Jahr 2007. ECHO erzählt die Geschichten der Opfer.

TATORT MARTINSBÜHEL

„Die Nonnen dort oben waren echte Hexen, die haben uns Kinder einfach nicht gemocht.“
Christine J.*

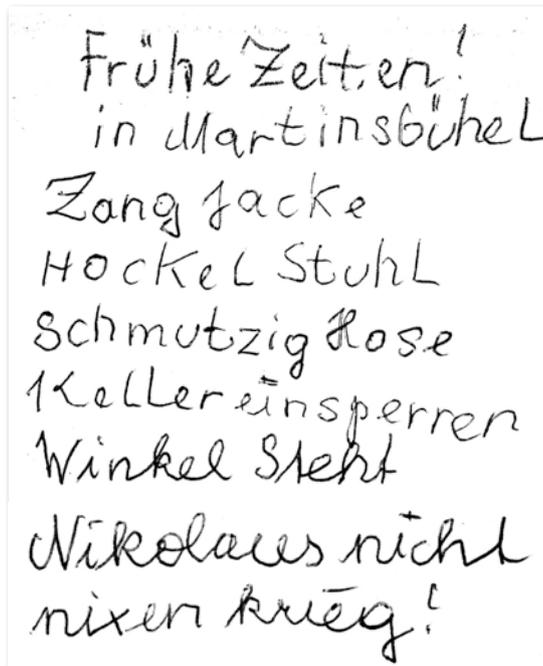
Christine J. war fünf Jahre lang in Martinsbühel untergebracht: Eine Besonderheit Martinsbühels war, dass in dem von Benediktiner-Nonnen geführten Heim nicht nur sogenannte „schwererziehbare“ Mädchen untergebracht waren, sondern auch Menschen mit Behinderung. Um es mit den Worten von Christine J. auszudrücken: „Wasserköpfe, Spastiker und viele geistig Behinderte waren genauso oben wie Klumpfüße oder Leute mit Kinderlähmung.“

„Nikolaus nicht nixen krieg.“

Magda K.

Einer dieser Menschen mit Behinderung ist Magda K. Als Siebenjährige wurde sie von ihrer Mutter den geistlichen Schwestern in Martinsbühel anvertraut. In den folgenden 37 Jahren hat es für die mental beeinträchtigte Frau nie so etwas wie Förderung gegeben, von den Nonnen kamen nur Schläge, Demütigungen, Beschimpfungen, Zwangsarbeit, Mangelernährung unter katastrophalen hygienischen Bedingungen.

Zum ECHO-Gespräch kommt Magda K. in Begleitung ihrer damaligen Heimkollegin Christine J. (siehe oben) und ihrer Sachwalterin Edith P. Dass sie heute ein Leben abseits von Schlägen und Erniedrigungen führen kann, verdankt sie in erster Linie ihr. Edith P. betreut Magda K. nun schon seit fünf Jahren und holte sie 2007 auch aus Martinsbühel. Sie erinnert sich: „Die Zustände in diesem Heim



Opfer Magda K.: Erinnerung an Martinsbühel

kann man sich nicht vorstellen. Magdas Zimmer war voll von Mausefallen, einmal wurde sie auf der Toilette von einer Ratte gebissen. Überall Dreck und Gestank, die gesamte Kleidung von Magda musste komplett entsorgt werden.“

Auf das ECHO-Gespräch hat sich Magda K. vorbereitet und auf einem kleinen Zettel ihre Erinnerungen an „Frühe Zeiten in Martinsbühel“ festgehalten (siehe oben). Es sind nur Strafen angeführt. Mit der Zwangsjacke wurde sie regelmäßig „ruhig gestellt“ und in den dunklen Keller gesperrt, auch noch kurz vor ihrer „Entlassung“ im Jahr 2007. Gründe für diese grausame Zwangsbehandlung gab es viele, „bockig“ sein genügte bereits. Oder ein Wort, eine Geste zu viel. Bei Schreianfällen wurde sie zusätzlich geknebelt und es wurde ihr die spezielle Zwangsjacke mit Kapuze

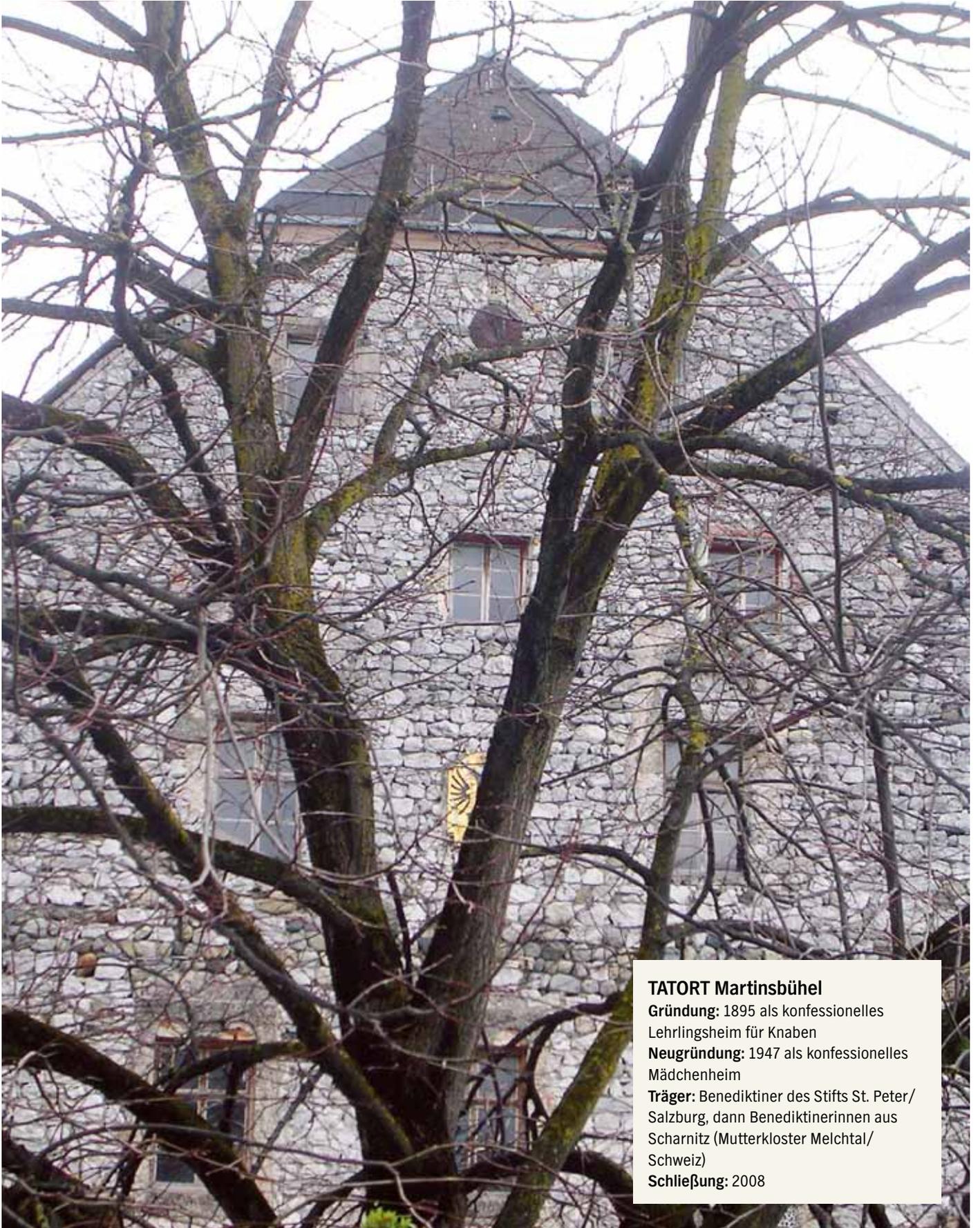
übergezogen. Christine J. erklärt die weiteren Strafmaßnahmen: „Hockel Stuhl“ bedeutet, dass man sich gleichzeitig niederknien und einen Stuhl hochhalten musste. ‚Schmutzige Hose‘ beschreibt eine bei den Nonnen besonders beliebte Form der Demütigung: Alle vierzehn Tage bekamen wir frische Unterwäsche. Die gebrauchten Unterhosen wurden dann penibel kontrolliert und waren sie schmutzig, so wurden sie dem Mädchen über Kopf und Gesicht gezogen und das vor allen anderen. ‚Keller einsperren‘ und ‚Winkel stehen‘ versteht sich von selbst, besonders gemein war aber, dass die Behinderten nie etwas vom Nikolaus bekommen haben. Denn die Behinderten waren in den Augen der Nonnen eben nie brav.“

Auch Magda K. hat in Martinsbühel zeit ihres Lebens schwer gearbeitet. In der Küche, in der Wäscherei, in der Landwirtschaft. Mit Grauen erinnert sie sich an das alljährliche Ausschöpfen der Sickergrube – mit der Hand.

Nach ihrer „Entlassung“ aus Martinsbühel kam ein weiterer erschütternder Umstand ans Tageslicht, die Mangelernährung. Magda K. nahm deshalb die ersten drei Jahre in Freiheit alle nur greifbaren Lebensmittel an sich und hortete sie heimlich. Die Angst zu hungern wurde inzwischen weniger, sie weiß jetzt, dass ihr niemand mehr zur Strafe eine oder gleich mehrere Mahlzeiten hintereinander streicht.

2008 wurde das Heim endgültig gesperrt, nicht wegen der Erziehungsmethoden, sondern mangels Nonnen. Wie ein solches Regime über Jahrzehnte aufrechterhalten werden konnte, warum sämtliche Kontrollen offensichtlich versagt haben? Fragen, die sich nur durch eine ernst gemeinte historische Aufarbeitung klären lassen.

*Namen von der Red. geändert



TATORT Martinsbühel

Gründung: 1895 als konfessionelles
Lehrlingsheim für Knaben

Neugründung: 1947 als konfessionelles
Mädchenheim

Träger: Benediktiner des Stifts St. Peter/
Salzburg, dann Benediktinerinnen aus
Scharnitz (Mutterkloster Melchtal/
Schweiz)

Schließung: 2008



TATORT St. Martin

Gründung: 1897 als „Abteilung für jugendliche Korrigendinnen“ der Straf- und Besserungsanstalt für Frauen
Umwidmung: 1931 in ein Landeserziehungsheim für schulentlassene Mädchen
Träger: Land Tirol (außer Nazi-Zeit)
Nachfolgeeinrichtung: seit 1992 Sozialpädagogisches Zentrum St. Martin



TATORT Kleinvolderberg

Gründung: 1889 als Asyl für elternlose und verwaahlte Knaben – Josefinum 1889
Umwidmung: 1939 in ein Gauerziehungsheim für schulpflichtige Mädchen
Wiedereröffnung: 1945 als Landeserziehungsheim für schulentlassene Buben
Träger: Land Tirol
Schließung: 1990



TATORT Scharnitz

Gründung: 1897 als konfessionelles Mädchenfürsorgeheim mit Schule
Umwidmung: 1972 in ein Internat und in eine Internats-Mittelschule
Träger: Benediktinerinnen vom Mutterkloster Melchtal/Schweiz
Schließung: 2010 das Internat, 2011 die Schule

TATORT ST. MARTIN

„Ich habe mir als Kind die Heimaufenthalte selber bezahlen müssen.“ Lisa S.

ECHO liegt der Jugendamtsakt einer Frau vor, die neben anderen Tiroler Heimen auch in St. Martin untergebracht war. Der Vater von Lisa S. verunglückte tödlich, als sie zwei Jahre alt war. Die Mutter war mit der Erziehung der Kinder überfordert und so pendelten die Geschwister zwischen Großmutter und Heimen. Lisa S. erhielt von der Unfallversicherung ihres Vaters einiges an Geld, in den 1960er-Jahren ein kleines Vermögen. Ein Vermögen, so belegt es der Akt, an dem sich die Jugendwohlfahrt gern bediente. Auffällig ist etwa, dass für die damals gerade einmal Dreijährige vom Jugendamt ein Schreibtisch angekauft wurde. Dieser „Sekretär AS 180“ kostete laut Rechnung vom April 1966 exakt 4700 Schilling, also weit mehr als ein damaliger Durchschnittslohn. Trotz des hohen Preises kann sich heute niemand in der Familie S. an den edlen Schreibtisch erinnern.

Weiters ist nachgewiesen, dass sich Lisa S. als Vierzehnjährige auch ihren Heimaufenthalt in Martinsbühel selber bezahlen musste – alle drei Monate wurden 8080 Schilling vom Mündelgeld abgezogen. Wie sich nach der Heimentlassung im März 1982 herausgestellt hat, musste sich Lisa S. auch den Heimaufenthalt in St. Martin aus ihrem eigenen Mündelvermögen finanzieren, das sich dadurch um rund 200.000 Schilling vermindert hat. Genauere Aufzeichnungen darüber finden sich im ansonsten penibel geführten Jugendamtsakt nicht, die Akten aus St. Mar-

tin sind längst vernichtet. Auch in diesem Fall wäre eine Aufarbeitung notwendig, vor allem müsste die Frage geklärt werden, ob sich die damalige Heimleiterin Herta Tussetschläger persönlich bereichert hat. Indizien dafür gibt es, Beweise zu finden ist ungleich schwerer. Ganz zu schweigen davon, dass eventuelle strafbare Vermögensdelikte mittlerweile längst verjährt sind. Die übliche Sackgasse für die Betroffenen.

TATORT KLEINVOLDERBERG

„Der Erzieher hat uns zum Einbrechen überredet, die Beute haben wir mit ihm geteilt.“

Johann V.

Das Heim für „schwererziehbar“ Buben und Jugendliche war im Volksmund als „Kleinvolderberg“ bekannt. Eine bislang unbekannt Facette der Heimerziehung in Kleinvolderberg erzählt Johann V. Seine „Heimkarriere“ verlief nahezu klassisch: Schon als Volksschüler wird V. vom Direktor regelmäßig geschlagen, weil er Linkshänder ist und auf die „schöne Hand“ wechseln soll. Auf Empfehlung des Direktors kommt er als Zehnjähriger in Maria Nowak-Vogls berüchtigte Kinderbeobachtungsstation nach Innsbruck-Hötting. Dort wird der Bub mit Röntgenstrahlen behandelt und ist den Torturen ausgeliefert, die sich Nowak-Vogl für die ihr anvertrauten Kinder ausgedacht hat.

Anschließend, als schwererziehbar eingestuft, kommt V. von einem Heim ins nächste. Als Jugendlicher wird er straffällig und gerät nach Kleinvolderberg. War vom Gericht die Einweisung als Rehabilitationsmaßnahme angesehen worden, so erlebt V. im Erziehungs-

heim das Gegenteil: „Der für mich zuständige Erzieher brachte mich gleich zu Beginn mit einem Burschen zusammen, der ein richtig schwerer Junge war. Diebstähle, Einbrüche und so weiter. Bald darauf gingen wir gemeinsam nachts auf Einbruchstour, die Tatorte wurden vom Erzieher ausgekundschaftet, der uns manchmal sogar mit dem Auto hinbrachte. Die Beute dieser Serieneinbrüche haben wir dann gedrittelt.“

Johann V. kann sich an den Namen dieses Erziehers erinnern, der einige Zeit später in die Optiker-Schule nach Hall wechselte, verantworten musste sich dieser nie. Auch Johann V. wechselte: Als im Heim geschulter Einbrecher fand er sich bald im Gefängnis wieder, wo er immer wieder ehemalige Mitzöglinge aus seiner Kindheit traf.

TATORT SCHARNITZ

„Seit meinem Heimaufenthalt in Scharnitz ertrage ich keine Berührungen mehr.“

Carmen W.

Auch dieses Kinderheim wurde von Benediktiner-Nonnen geführt und die Berichte ehemaliger Heimkinder sind erschreckend. Der Strafenkatalog der Nonnen liest sich gleich wie der in Martinsbühel, es scheint, als habe es bei den Benediktinerinnen einen speziellen Katechismus der Grausamkeit gegeben: Die Kinder mussten aus nichtigem Anlass auf Holzscheitern knien, strafweise hunderte Kniebeugen machen, Erbrochenes essen, stundenlang in der Ecke stehen, ständig Schläge und verbale Erniedrigungen ertragen. Dazu kommen Berichte von sexu-



TATORT Pechegarten

Gründung: 1889 als Rosalien-Krippe (Träger Innsbrucker Frauenverein)
Umwidmung: 1923 in einen städtischen Jugendhort, mit Jänner 2003 Eingliederung in die Innsbrucker Sozialen Dienste
Träger: Stadt Innsbruck (außer Nazi-Zeit)
Umbenennung: 2003 in „Kinderzentrum Pechegarten“



TATORT Mariahilf

Gründung: 1889 als Elisabeth-Krippe (Träger Innsbrucker Frauenverein)
Umwidmung: 1923 in ein städtisches Kinderheim, 2003 Eingliederung in die Innsbrucker Sozialen Dienste (ISD)
Träger: Stadt Innsbruck (außer Nazi-Zeit)
Umbenennung: 2003 in „Kinderzentrum Mariahilf“



TATORT Westendorf

Gründung: 1940 als Jugendheimstätte der Nationalsozialistischen Volksfürsorge (NSV)
Umwidmung: 1954 in das Städtische Jugendheim für Knaben mit angeschlossener Schule
Träger: Stadt Innsbruck (außer Nazi-Zeit)
Schließung: 1974, anschließend Umwidmung in eine Ferienpension

ellem Missbrauch durch Nonnen, Carmen W. berichtet zudem von regelrechten Sexorgien. Die betroffene Frau hat ihre Kindheitserlebnisse nie überwunden, ist bis heute beziehungsunfähig geblieben, erträgt keine Berührungen mehr. Als „Entschädigung“ für die lebenslangen Schädigungen hat die sogenannte „Klasnic-Kommission“ 5000 Euro angeboten. Erst nach heftigen Interventionen wurde der Betrag etwas aufgestockt.

TATORT PECHEGARTEN

„Für meine Heimkollegen bin ich immer der Bettbrunzer geblieben, bis heute.“

Hermann K.

Das Kinderheim im Innsbrucker Stadtteil Wilten besteht bis heute. Im Vergleich zu anderen Heimen gab es im Pechegarten relativ wenig Gewalt, doch Ohrfeigen, Fußtritte, an den Haaren reißen und verbale Demütigungen waren auch hier nichts Außergewöhnliches. Besonders perfide verfuhr man im Pechegarten jedoch mit Bettnässern: Für sie gab es ein eigenes „gelbes Zimmer“. Die Bewohner des gelben Zimmers hatten jeden Morgen ihre Bettwäsche zu präsentieren, zum Gaudium ihrer Heimkollegen. Für die Einnässer gab es auch einen eigenen Tisch, erinnert sich Hermann K.: „Das Schlimmste war die ständige Angst, ins Bett zu machen. Vor Durst bin ich deshalb manchmal umgekippt. Ich traute mich einfach nicht mehr, etwas zu trinken. Jeden Tag, wirklich jeden Tag, bin ich am Morgen voller Panik aufgewacht. Das Gefühl, wieder versagt zu haben, wieder nass zu sein, war so brutal, das ha-

be ich niemals vergessen können. Ich hab' mich regelrecht gehasst dafür.“ Man kann dem 53-Jährigen die Scham heute noch anmerken, es fällt ihm schwer, darüber zu sprechen: „Für meine Heimkollegen bin ich immer der ‚Bettbrunzer‘ geblieben. Ich spür das ganz deutlich, wenn ich jemanden von damals treffe. Natürlich lässt sich das keiner anmerken, aber die im Pechegarten betriebene Stigmatisierung wirkt bis heute nach.“

An den Wochenenden zu Hause war K. trocken, auch in den Ferien. Nach seinem Heimaufenthalt endete das Einnässen. Einen Antrag auf Entschädigung hat Hermann K. nicht gestellt: „Das, was geschehen ist, lässt sich mit ein paar Tausendern ohnehin nicht wiedergutmachen.“

TATORT MARIAHILF

„Wenn ich sterbe, komme ich sicher nicht in die Hölle – denn da war ich schon.“

Irmgard K.

Die heute 64-jährige Irmgard K. war in den 1950er Jahren, gemeinsam mit ihrem Bruder, dreieinhalb Jahre im Heim Mariahilf untergebracht, ihre Erlebnisse hat sie mit folgender Überschrift versehen: „Wenn ich sterbe, komme ich sicher nicht in die Hölle – denn da war ich schon.“

Bereits am ersten Tag wird das kleine Mädchen von einer „Tante“ geschlagen, weil sie aus Heimweh weint. Dazu fallen Sätze wie: „Du bist ein ganz schlimmes Kind, nicht einmal deine Mama hat dich noch lieb. Sonst wärst du nicht bei uns im Heim.“ Von nun an wird Irmgard K. von den „Tanten“ – al-

len voran der Heimleiterin – für das kleinste Vergehen geschlagen: „Mit der Hand, mit der Faust, mit Kleiderbügeln, mit Holzstücken, mit allem, was gerade greifbar war. Die Haare wurden mir büschelweise ausgerissen.“ Diesen Terror von oben bekam Irmgard K. auch von unten zu spüren: „Weil ich so viel nach meiner Mama weinte, wurde ich von den anderen Kindern nicht nur gehänselt, sondern auch geschlagen. Decke über den Kopf und dann mit Holzscheitern verprügelt. Die Erzieherinnen haben darüber nur gelacht.“

Ein spezielles Kapitel in Mariahilf war das Essen und weil es immer zu wenig gab, kann sich Irmgard K. auch heute noch an jedes Detail erinnern: „Mittags die Wasserbrühe mit gekochten Schwarten, an denen noch die Borsten hingen. Fast jeden Abend Grießbrei, morgens und nachmittags eine dünne Scheibe Brot mit Marmelade. Einmal, es muss im Advent gewesen sein, kamen Besucher ins Haus. Die Tische waren schön gedeckt, auf jedem Teller lag eine Orange. Die durften wir aber nicht essen und kaum war der Besuch weg, wurden die Orangen wieder eingesammelt.“

Die Heimerziehung hat bei Irmgard K. unauslöschliche Spuren hinterlassen. Sie leidet an permanenter innerer Einsamkeit, ist „ungesund hart zu sich selbst“, wacht seit Jahrzehnten nachts mit Albträumen auf, hortet manisch Lebensmittel in ihrer stets übervollen Tiefkühltruhe.

Irmgard K. ist seit Jahren immer wieder in therapeutischer Behandlung und obwohl

Erklärungen zu den Einrichtungen aus: Michaela Ralsler, Geschichte der Tiroler und Vorarlberger Erziehungshome und Fürsorgeerziehungsregime der 2. Republik

sie mit ihrem Partner bereits seit 33 Jahren zusammen ist, spürt sie eine innere Abgrenzung zu ihm: „Er und meine Tochter sind die einzigen Menschen auf der Welt, die ich liebe. Soweit ich halt fähig bin, zu lieben. Denn das Lieben-Können ist im Heim gründlich aus uns herausgeprügelt worden. Geblieben ist nur das Wissen, dass man irgendwann immer alles verliert, was einem wichtig ist.“

TATORT WESTENDORF

„Wir sind in ein Gasthaus eingebrochen, nur um uns einmal satt essen zu können“

Franz R.

Franz R. machte schon an seinem allerersten Lebenstag einen schweren, nie wieder gut zu machenden Fehler: Er wurde in die falsche Familie hineingeboren. „Meine Mutter verschenkte mich für eine Kiste Bier, da war ich zwei Monate alt“, sagt Franz R. ohne jede Bitterkeit. Nach Pflegefamilie und Pechegarten landete er gemeinsam mit seiner Schwester im Heim Mariahilf. Von dort wurde das Mädchen dann nach Scharnitz weitergeschoben und Franz R. fand sich ab der 4. Klasse Volksschule in Westendorf wieder. Dieses Heim, geführt von der Stadt Innsbruck, veränderte sein Leben für immer: „In Westendorf wurden wir Kinder permanent verprügelt und ich meine wirklich immer. Grund brauchte es dafür keinen, es gab Erzieher, die einfach sadistisch veranlagt waren.“

Waisen und Halbwaisen waren besonders gefährdet, da sich um sie nie jemand kümmerte: „Die waren auch am Wochenende im Heim und Kontrollen gab es sowieso nie.“ Die Strafen im Heim waren drakonisch, vor allem die „Watschengasse“ ist als besondere Grausamkeit in Erinnerung geblieben: „Wenn einer etwas angestellt hat, dann mussten alle Zöglinge gemeinsam antreten und in Zweierreihen eine Gasse bilden. Durch die musste der Schuldige dann gehen und wurde von jedem seiner bis zu sechzig Heimkollegen ins Gesicht geschlagen. Aber ordentlich. Wenn man in den Augen der Erzieher zu leicht zugeschlagen hat, musste man sich gleich selber als Opfer anstellen.“

Großes Thema war auch hier die ständige Mangelernährung: „Wir bekamen nie genug zu essen und selbst das Wenige wurde wegen Kleinigkeiten immer wieder gestrichen. Nach drei Tagen Essensentzug verließen wir eines nachts das Haus und liefen zum Messner-Wirt hinunter. Dort sind wir dann in die Vorratskammer eingedrungen und haben die

Beute auf der Friedhofsmauer verschlungen. So etwas vergisst man niemals.“

Auch nicht die Strafen für die Bettnässer. Ähnlich wie im Pechegarten wurden Bettnässer in bizarren Ritualen täglich vor aller Augen gedemütigt. Franz R.: „Ich habe mich schon damals für Schwächere eingesetzt und gegen die Behandlung der Bettnässer aufbegehrt. Zur Strafe musste ich – wie übrigens die Bettnässer selber – eine Nacht lang auf Brennesseln schlafen. Die musste ich mir vorher noch selber pflücken.“

Doch für Franz R. sollt es noch schlimmer kommen. Ein Erzieher holte sich den Buben immer wieder in sein Schlafzimmer und missbrauchte ihn sexuell. Unter den Buben in Westendorf waren die Sexspiele des Erzie-



TATORT Bubenburg

Gründung: 1897 als konfessionelles Mädchenfürsorgeheim mit Schule
Umwidmung: 1972 in ein Internat und in eine Internats-Mittelschule
Träger: Benediktinerinnen vom Mutterkloster Melchtal/Schweiz
Schließung: 2010 das Internat, 2011 die Schule

hens kein großes Geheimnis. Immerhin kam es in diesem Fall zu einer Anzeige. Irgendwann wurden die Straftaten des Erziehers bekannt, die Verhaftung folgte. Tatsächlich wurde der Mann Ende der 1960er Jahre verurteilt. Franz R. und andere Buben mussten als Zeugen aussagen. Eine erhalten gebliebene Anzeige der Gendarmerie zeigt in verstörender Weise, welche Meinung die Obrigkeit von Heimkindern gehabt hat. Wörtlich heißt es darin: „Zu den Zöglingen, die sich mit dem Beschuldigten einließen, zählt auch Franz R.“ Der Bub war bei der ersten Vergewaltigung gerade einmal zehn Jahre alt. In weiterer Folge wird detailreich der sexuelle Missbrauch geschildert und die Anzeige endet mit den Worten: „Der Jugendliche muss sich vor dem Jugendgericht deshalb verantworten.“ Eine perfide Täter-Opfer-Umkehr. Auch Franz R. hat die Heimerziehung bis heute nicht

überwunden, aber er hat sich vom Erlebten nicht mundtot machen lassen. Als im Frühjahr 2010 die ersten Berichte über den Terror in den Kinderheimen an die Öffentlichkeit kamen, outete sich Franz R. als erster Betroffener und berichtete über das Erlebte. Das hat vielen anderen Opfern Mut gemacht, sich auch zu melden und es hat in weiterer Folge vielen Opfern geholfen, ihre eigene Kindheit endlich aufzuarbeiten.

TATORT BUBENBURG

„Die Po- und Peniskontrollen waren so entwürdigend und so erniedrigend.“

Helmut D.

Helmut D. war sieben Jahre alt, als er und sein Bruder 1968 in die Bubenburg nach Fügen kamen: „In meinen fünf Jahren dort bin ich beinahe täglich beschimpft und geschlagen worden, von Nonnen genauso wie von den Patern und weltlichen Erziehern.“

Wie zahlreiche andere Buben dort, wurde auch D. Opfer sexueller Demütigung: „Schwester B. hat immer sehr darauf geachtet, dass Po und Geschlecht sauber gereinigt wurden. Mit ihrern runzligen Händen hat sie mein Geschlecht hochgehoben und alles genau kontrolliert. Das war so entwürdigend und so erniedrigend.“

Auch das vom Seraphischen Liebeswerk der Kapuziner geführte Heim war ein Hort der Gewalt, der Demütigung und des sexuellen Missbrauchs. Einige pädosexuelle Straftaten an den Zöglingen wurden schon damals bekannt, die Täter wurden aber nie zur Anzeige gebracht, sondern lediglich aus der Bubenburg entfernt, oft mit hervorragenden Zeugnissen.

Helmut D. sind durch seinen Aufenthalt in der Bubenburg nicht nur seelische, sondern auch körperliche Schäden entstanden: Seine Knie sind kaputt. Er führt das auf stundenlanges Knien auf Holzscheitern zurück. Sein Arzt bestätigt das. Außerdem kämpft D. um finanzielle Entschädigung, weil ihm die Heimleitung seine ihm zugedachten Patenschaftsgelder nie ausbezahlt. Vergessen wird Helmut D. die erlittenen Qualen nie. Auch das Bewältigen stellt ihn, wie viele andere Opfern des systematischen Missbrauchs, vor eine schier nicht zu bewältigende Hürde: „Ich bin jetzt mit meiner Frau schon 28 Jahre zusammen und habe drei erwachsene Kinder. Ich habe aber noch nie mit ihnen über meine Vergangenheit geredet.“

Gernot Zimmermann